

# Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Sonnabend, den 4 November 1882.

Nr. 516!

## Deutschland.

Berlin, 3. November. Die von sehr beachtenswerther Seite der „P. C.“ zugegangene hochwichtige Korrespondenz bringt das bekannte Aktionsprogramm für die kommende Session in folgender Weise vor:

„Ein paar Organe der äußersten Rechten sind selbstgewiß genug, zu verkünden, das Land habe die konservative Partei beauftragt, im Verein mit dem Papste die ständische Gliederung in Preußen wiederherzustellen. Dem letzteren würde diese Thätigkeit gewiß erwünscht sein, da sie den preussischen Staat fortan zu einem der Kurie sehr ungefährlichen Gegner und bald zu einem Spielzeuge derselben machen würde. Man darf indeß die große Mehrzahl der Konservativen nicht nach solchen Blättern beurtheilen. Die diesmalige Wahl ist in erster Linie als ein Protest der Wähler gegen die fortschrittliche Parole: „Fort mit Bismarck“ aufzufassen. Man muß diesen Protest sowohl bei den Wählern annehmen, die konservativ, als auch bei denen, die nationalliberal gewählt haben. Da 184 konservativ und ungefähr 70 Nationalliberale gewählt wurden, so ist die zweifelhafte Majorität zur Erhebung jenes Protestes gesendet. Die Majorität wird auch diesem Mandate nicht ungetreu werden, allein die Frage ist, ob sie sich zu einem ergiebigen Wirken organisiren kann. Nicht zu rechnen für ein solches ist auf die äußerste Rechte, deren Stimmenzahl aber bis jetzt nicht abzuschätzen ist. Die Majorität von 254 Stimmen kann immer noch einen Verlust von 20 vertragen, ohne aufzuhören Majorität zu sein. Die eigentlich entscheidende Frage ist nun, ob die Nationalliberalen auf die mobilisirten Pläne des Fürsten Bismarck zunächst insichtlich der Steuerreform eingehen werden. Die sozialreformatorischen Maßregeln, welche bis jetzt angebahnt sind, gehören vor den Reichstag. Dagegen wird den Landtag die preussische Verwaltungsreform beschäftigen, und die liberale Linke macht ein gewaltiges Aufheben von der Zerstörung dieses Werkes, mit welchem die Regierung umgehen soll. Die Grundlage des Werkes, die bis jetzt allein feststeht, nämlich die Kreisordnung, will aber Niemand anlassen. Die Zweifel betreffen den weiteren Aufbau, der in einem allzu doktrinarischen Stille versucht worden ist. Zu den Parlamentariern, welche die Doppelreihe der Recht sprechenden und beschließenden

Organe in der Verwaltung in Kreis, Bezirk, Provinz und Zentralstelle allzu künstlich fanden, gehörte bekanntlich Herr von Bennigsen und mit ihm die meisten seiner Landsleute aus der Provinz Hannover. Es ist nicht abzusehen, warum eine Verständigung keine Aussichten haben sollte, welche von der Regierung auf Grundlage der Ansichten des Herrn v. Bennigsen in Erwägung gezogen wird.“

Wie weit die Vorschläge der Regierung die Zustimmung des Herrn v. Bennigsen finden werden, hängt wahrscheinlich von der Beschaffenheit dieser Vorschläge ab. Soll die „Verständigung“ etwas mehr bedeuten, bemerkt die „Nat.-Ztg.“, so glauben wir uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen, daß Herr v. Bennigsen eine solche mit den Herren v. Buttkamer, v. Gossler — und ihren Hintermännern ganz entschieden ablehnen wird.

— Eine Berliner Korrespondenz des „S. C.“ erinnert an das beinahe vergessene oder jedenfalls in seinem schroffen Vorlaut nicht mehr allen Lesern gegenwärtige Reskript, durch welches Fürst Bismarck vor beinahe drei Jahren, am 28. Februar 1880, allen Reichsbehörden den Gebrauch der neuen Orthographie aufs Eragste unterlagte. Er verfügte damals: „Zur Vermeidung von Mißverständnissen und zur Erhaltung der in der dienstlichen Korrespondenz notwendigen Einheit der Schreibweise ersuche ich Ew. zc. darauf zu halten, daß im Reichsdienste an der Rechtschreibung, wie sie bisher in übereinstimmender Praxis üblich ist, so lange festgehalten werde, bis im Wege der Reichsgesetzgebung oder einstimmiger amtlicher Vereinbarung eine Abänderung herbeigeführt sein wird. Unerlässliche Abweichungen von der bisher in unserem amtlichen Verkehr allgemein üblichen und von den jetzigen Beamten auf den Schulen übereinstimmend erlernten Rechtschreibung sind dienstlich zu unterlassen und nötigenfalls durch strengen Ordnungsstrafen zu verhindern.“ Herr von Buttkamer war auf diesen Widerstand von Seiten des Reichskanzlers vorbereitet, er hatte deshalb schon beinahe vier Wochen vor dem Erlass jenes Reskripts, am 2. Februar 1880, sein neues Regelbuch für die deutsche Rechtschreibung zum Gegenstande eines Schreibens an die preussischen Staatsminister gemacht, welches mit der Erklärung schloß: „Die von mir erlassenen Verfügungen beziehen sich selbstverständlich auf die in den Schulen meines

Refforts einzuhaltende deutsche Orthographie. Daß der Gedanke unbedingt ausgeschlossen ist, als solle in den außerhalb der Schulen stehenden Kreisen irgend Jemandem zugemuthet werden, eine von ihm für richtig gehaltene oder durch Gewohnheit werth gewordene Schreibweise zu ändern, gestatte ich mir nur deshalb ausdrücklich zu erwähnen, weil in den zu erwartenden Besprechungen des Gegenstandes in der Presse diese zu unterscheidenden Gesichtspunkte jetzt ebenso, wie es früher geschehen ist, vielfach werden, bewußt oder unbewußt, im Ernst oder im Scherz, vermischt werden.“ Trotzdem bezeichnete es Herr von Buttkamer als „selbstverständlich“, daß im meinem amtlichen Verkehr fortan in Schrift und Druck die neue Orthographie innegehalten wird,“ und forderte seine Kollegen zur Unterstützung auf. Mehrere folgten ihm, und so herrscht jetzt in den amtlichen Schriftstücken der preussischen Behörden die merkwürdigste Ungleichheit.

— Dem Bundesrath ist der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Abänderung des Militärpensionsgesetzes vom 27. Juni 1871 nebst Begründung vorgelegt. Der Entwurf lautet:

„Artikel 1. An Stelle des § 9 und des ersten Absatzes des § 21 des Militär-Pensionsgesetzes vom 27. Juni 1871 treten folgende Vorschriften:

§ 9. Die Pension beträgt, wenn die Verabschiedung nach vollendetem zehnten, jedoch vor vollendetem elften Dienstjahre eintritt,  $\frac{15}{100}$  und steigt von da ab mit jedem weiter zurückgelegten Dienstjahre um  $\frac{1}{100}$  des pensionsfähigen Diensteinkommens. Ueber den Betrag von  $\frac{45}{100}$  dieses Einkommens hinaus findet eine Steigerung der Pension nicht statt. In dem in § 2 Absatz 2 erwähnten Falle beträgt die Pension  $\frac{15}{100}$ , in dem Falle des § 5 höchstens  $\frac{15}{100}$  des pensionsfähigen Diensteinkommens.

§ 21. Die Zeit, während welcher ein mit Pensionsansprüchen aus dem aktiven Dienst geschiedener Offizier oder im Offiziersrange stehender Militärarzt zu demselben wieder herangezogen worden ist und in einer etatsmäßigen Stellung Verwendung findet, begründet bei einer Gesamtdienstzeit von mindestens 10 Jahren mit jedem weiter erfüllten Dienstjahre den Anspruch auf Erhöhung der bisher bezogenen Pension, und zwar für die bis zum 1. Januar 1883 erfüllten Dienstjahre um je  $\frac{1}{100}$  für

die diesem Tage erfüllten Dienstjahre um je  $\frac{1}{100}$  der derselben zum Grunde liegenden pensionsfähigen Dienstseinkommens bis zur Erreichung des im § 9 Absatz 2 bestimmten Höchstbetrages.

Artikel 2. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.“

In den Motiven wird die Nothwendigkeit der Gleichstellung der Offiziere mit den Reichs-Zivilbeamten bezüglich der Pensionirung betont. Die Mehrausgabe würde jährlich betragen 2,305,000 Mark, wovon auf die unter preussischer Verwaltung stehenden Kontingente 1,750,000 Mark entfallen.

— Wie aus Leipzig von heute telegraphisch gemeldet wird, hat das Reichsgericht auf die Revision der Staatsanwaltschaft das Urtheil des Landgerichts II. Berlin, welches dem Reichstagsabgeordneten Professor Mommsen von der Anklage der Beleidigung des Fürsten Bismarck freigesprochen hatte, aufgehoben und die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an die erste Instanz zurückerwiesen.

— Wie wir hören, ist in der Ministerialinspektoren im Hinblick auf den Vorlaut des § 1 des Gesetzes vom 6. Februar v. J., betreffend die Zahlung der Beamtengehälter zc., und auf die Motive zu demselben als unzulässig bezeichnet worden, den auf Kündigung angestellten Beamten die Befolgung in Monats-, statt in Quartalsraten auszahlen zu lassen. Die als Verwalter etatsmäßiger Stellen noch in einzelnen Fällen fungirenden, kontraktlich angenommenen Personen sind von den Bestimmungen des vorerwähnten Gesetzes ausgenommen, weil diese Personen eine etatsmäßige Stelle nicht bekleiden, und der ihnen vertragmäßig gewährten Entschädigung die Eigenschaft einer Befolgung nicht beizumessen. Da zum Zweck der ersten Anstellung in der Verwaltung der indirekten Steuern als Grenzaufsicher auf Probe angestellten Militärärzten wird jetzt bei der Einberufung der Bezug der Befolgung in Monatsraten bis zum Zeitpunkt ihrer vorbestimmten Anstellung zur Bedingung der Annahme gemacht.

— Ueber die Vorgänge in der Diözese Trier wird der „R. Z.“ geschrieben:

Neuerdings richtet sich die allgemeine Aufmerksamkeit einmal wieder auf die Diözese Trier. Hier sind nämlich wieder einmal auch noch so offene Agitatoren gegen den Staat und die Staatsgewalt

tion, deren Resultat nach dem Parere des Arztes lautete:

Gestorben an Nervenschlag in Folge des Genusses von Tollkirschen (Atropa belladonna).

Bela von Szombor, obwohl er keine leidenschaftliche Natur war, liebte seine Jona zärtlich und betrauerte sie tief und aufrichtig. Die junge Frau, mit der, wie die Obedienz erweist, auch eine schöne Hoffnung zu Grabe ging, ward mit allem Brunk in die Gruft der Szombor geleitet, wohin ihr nach sechs Wochen der alte Schwiegervater, der sich von dem schweren Schläge nicht erholen konnte, nachfolgte.

Ein Jahr verging und in dem Kastell ward wieder Hochzeit gehalten und eine reizende kleine Frau im Triumph eingeführt. Nach einem zweiten Jahre ward die Taufe eines Kindes gefeiert. Freude und Jubel herrschten und nur Wenige gedachten der armen Jona, welche in der Gruft der Szombor mit dem Wesen schlummerte, das gestorben war, ehe es noch das Licht der Welt erblickt hatte.

Bräutigam ich meinen Lesern wohl den Namen der glücklichen Gattin und Mutter zu nennen? Haben sie ihn nicht errathen? Sie hieß Irma und schien nur in den Thüren und für sie zu leben. Dennoch war sie nicht so glücklich, als sie hätte sein können; da sie ihren Gatten und den kleinen Andor so leidenschaftlich liebte, daß ihr dies abgöttische Gefühl mehr Kummer, als Freude bereite. Sie glich einem von Häubern umlauerten Geizhals, der für seine Schätze zittert, statt sich ihrer zu freuen. Jeder Schatten, der über das Antlitz ihres Gatten flog, jedes noch so geringe Unwohlsein des kleinen Andor erschreckte sie zu Tode. Einige Jahre hindurch litt sie nur an Befürchtungen und Sorgen, die e in Augenblick entstehen, der nächsten kommenden verschwinden ließ; aber es kamen ernstliche Prüfungen.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Bilder aus dem Irrenhause.

Von Karoline von Scheibler-Wentrich

(Fortsetzung.)

Und solch ein Zufall oder eine Bestimmung war es, welche Jona an einem schönen Herbsttag ihrer Freundin den Vorschlag machen ließ, einen Spaziergang nach einem dem Kastell nahegelegenen Wald zu machen, um dort ihre Lieblingsfrucht, Brombeeren, zu pflücken. Wäre sie nicht von ihrem Bescheid verblendet gewesen, sie hätte das tödliche Erbleichen, dem ein Ausbruch wilder Freude folgte — in dem Kinderantlitz ihrer Freundin bemerken müssen; aber sie sah es nicht und ging, vom Satum getrieben, in den Wald, wo sie im Genuß und Sammeln ihrer Lieblingsbeeren schwelgte. In Fröhlichkeit und traulichem Geplauder schwand die Stunde schnell dahin, und die Sonne war bereits herabgesunken, als die Freundinnen nach dem Kastell zurückkehrten, wo bereits das Abendbrod ihrer wartete. Sie hatten dasselbe kaum eingenommen, als Jona über plötzlichen heftigen Halbschmerz lagte und zu taumeln und ihre zu reden begann. Die Pupillen ihrer mitleidenden Augen erweiterten sich, ihre Zunge hing schwarz und dürr wie ein Stück Holz aus dem leuchtenden Munde, sie schrie unaufhörlich nach Wasser, da sie glühende Kohlen verschluckt habe, und war nicht im Stande, es zu trinken, wenn es ihr gereicht wurde. Irma schien vor Schreden den Kopf verloren zu haben. Sie weinte, rang die Hände; doch aber nicht daran, nach dem Arzt zu senden, welcher in einem vier Stunden vom Kastell entfernten Städtchen wohnte. Freilich war Jona's Zustand ein so entsetzlicher, daß, wenn nicht früher ein Wendepunkt zum Besseren eintrat, kaum zu hoffen war, daß ihr zarter Körper die Krämpfe und Konvulsionen, welche ihn schütterten, bis zur Ankunft des Arztes ertragen

würde. Die Kammerfrau der Kranken, besonnener als Irma, schickte dennoch einen Wagen, mit den vier schnellsten Pferden bespannt, nach der Stadt, beschrieb in einem Bille mit kurzen Worten den Zustand ihrer Herrin, damit der Arzt die geeigneten Arzneien mitbringen könne, und das leichte Gefährt fauste mit Windeseile von dannen.

Unterdessen hatte die Todtstunde der Kranken ihren Höhepunkt erreicht: Sie schäumte, stieß ein heiseres Gekohl aus und drohte, Alles, was ihr in die Nähe kam, zu beißen und zu krapen. Plötzlich aber, ehe es ihre enstehende Umgebung hindern konnte, ließ sie zu einem Fenster, schwang sich hinauf und war mit einem Sprung in den steingepflasterten Hofraum gestürzt, wo sie mit gebrochenen Gliedern ohnmächtig liegen blieb.

Man trug die Unglückliche in ihr Zimmer und brachte sie zu Bette. Sie regte sich nicht. Irma warf sich über den leblosen Körper, ihr Jammer war berzerrend.

Jetzt erst dachte die Kammerfrau daran, den guten Pfarrer auf das Kastell bitten zu lassen, um sich in ihrer Verzweiflung und Rathlosigkeit Hilfe und Trost zu holen. Der würdige Priester war schnell zur Hand, aber wie erschreckt er über den hoffnungslosen Zustand seiner geliebten Schülerin! Doch nur schwache Seelen verlieren in Schrecken und Unglück ihren Halt; ein starker Geist beherrscht jede Situation, und wie jener Miese, welcher durch jegliche Berührung der Erde an Kraft gewann, so erstarkt auch er gerade in den schwersten Prüfungen dieser Erde.

Ein solcher Geist war dem schlichten Priester geworden: Er verlor nicht den Muth, nicht die Hoffnung, Jona zu retten, wusch ihr die glühende Stirne mit Eiswasser, ließ ihr die Pulse mit stärkenden Essenzen und — es gelang ihm, die Bewußtlosigkeit ins Leben zurückzurufen.

Jona öffnete die Augen, schien den Pfarrer zu erkennen, denn ein maites Lächeln flog über ihre Züge. Dann flüsterte sie den Namen Bela und ließ einen schweren, den letzten Seufzer aus —

dann sank ihr Haupt zurück, und der harte Kampf, den ein junges, kraftvolles Leben gegen einen raschen, gewaltigen Tod gekämpft hatte — war über.

Der gute Pfarrer wußte nicht, welche von seinen ehemaligen Schülerinnen mehr zu beklagen sei, die, welche im Frühling des Lebens und der Liebe einem räthselhaften, schrecklichen Leiden zum Opfer gefallen war, oder jene, welche mit zerrauttem Haar und thränengebadet die todt Freundin erwecken und mit Küßen ins Leben rufen wollte? Armes Kind, dachte er, ihr gutes Herz hat den Verlust Bela's schon vergessen und vergeben.

Als der Arzt mehrere Stunden später anlangte, die Leiche untersuchte, und Irma um die allerschmerzhaften Ursachen des entsetzlichen Vorfalls befragte, war diese kaum im Stande, die gewünschte Auskunft zu geben. Sie waren zusammen nach dem Walde gegangen, um dort Brombeeren zu pflücken, hatten sich im Eifer des Suchens getrennt, und sich erst bei Anbruch des Abends zusammengefunden. Schon auf dem Heimweg hatte Jona verändert und fremdartig ausgesehen, und über Halbschmerz und Schwindel geklagt, und Irma sprach die Vermuthung aus, die Verstorbene habe, während sie allein war, irgend eine giftige Frucht genossen, da ihr keine andere Veranlassung der plötzlichen Krankheit bekannt war.

Der alte Szombor, den ein heftiger Gichtanfall ans Bett fesselte, und dem man aus Schonung die Erkrankung seiner geliebten Schwiegertochter verschwiegen hatte, mußte nun doch von ihrem Hin-scheiden benachrichtigt werden; der gute Pfarrer übernahm die traurige Mission und erfüllte sie mit aller Schonung und Rücksicht eines wahren Priesters. Der arme alte Mann war niedergeschmettert von dem schweren Schläge, der seinen einzigen Sohn betrafen, und sendete augenblicklich einen Kourier nach Pest, um ihn nach Hause zu berufen. Jona's Bestattung in die Familiengruft wurde bis zu seiner Ankunft verschoben; nicht so die Obedienz.



nach und nach wieder in Gunsten aufgenommen worden und wurden auch zur Lokalschulinspektion wieder zugelassen. Die neue bürgerliche Verwaltung soll, wie aus Erier berichtet wird, sich um die rechtsgültig bestehenden Entscheidungen und Verfügungen ihrer Vorgängerin, der kommunikativen staatlichen, wo es ihr paßt, gar nicht kümmern und in einzelnen Fällen das Gegenheil von dem ausführen, was die staatliche Verwaltung zu Recht beschloß. Dem gegenüber besetzt der Staat die wenigen ihm zustehenden Patronatsstellen nicht etwa mit vorwurfsfreien, staatsfreundlichen Geistlichen, sondern mit ausgesprochenen Heißspornen und zeigt in der Frage des Priesterseminars und des bürgerlichen Konvikts eine Nachgiebigkeit, die schlechterdings nicht begreiflich ist bei Personen, die das Wesen der Konvikts- und Seminarpädagogik in seinen Wirkungen erlebt haben. Mit Vergnügen wird man feilkalterseits bereit sein, an den Statuten in nebensächlichen Punkten das eine oder das andere zu ändern und vielleicht sogar die formelle Aufsicht des Staates zuzulassen, die auf alle Fälle illusorisch sein würde, wenn man um diesen Preis wieder das gesamte Bildungswesen des Landes in die Hände des Bischofs allein bringen könnte. Dann wären wir bald wieder da, wo wir gewesen. Der Gymnasial-Direktor würde zur Nebenbühne des Konvikts-Direktors, während auf dem Gymnasium der Bischof das offizielle Handbuch für den Geschichtsunterricht wäre, erhielten die Zöglinge des Konvikts die richtigen Anschauungen über die preussische Geschichte aus Danno Klopp, der mindestens allen intelligenten Konviktoristen mit den nöthigen Anpreisungen aus der Konvikts- oder des Direktors Privatbibliothek zugestückt würde. Das Gymnasium wäre als Erziehungsinstitut lahm gelegt. Das sind die Zustände, wie sie einmal bestanden haben und wie sie in biden Altklassen, die doch wohl nicht als Makulatur in den Archiven des Kultusministeriums ruhen, geschildert sind. Hoffen wir, daß hier in Berlin die maßgebenden Personen Festigkeit genug zeigen werden, um die mächtigen Unterdrückungen zu nachgiebiger und freudiger rheinisch-provinzialer Kreise in der Konvikts- und Seminarfrage entgegenwirken, wie es bis jetzt zum Glück der Fall gewesen ist. Man dürfe aber mit der Angelegenheit, für die Bischof Krumm seinen ganzen nicht geringen Einfluß hier wie in Koblenz geltend machen soll, noch lange Zeit beschäftigt bleiben, und in Erier hofft man, mit der Zeit und mit Hilfe der alten, lehrer wohl bewährten Taktik der Ultramontanen in Preußen, „den Staat mürbe zu machen“, zum Ziele zu kommen.

— Gladstone hat gestern im Unterhause einen bedeutenden Sieg über die Opposition davongetragen. Das Amendement Gibson's zur Cloturebill, welches der von der Regierung vorgeschlagenen einfachen Majorität zur Herbeiführung des Debatten-schlusses eine Zweidrittel Majorität substituieren wollte, ist bei voll befehltem Hause mit einem Mehr von 84 Stimmen (322 gegen 238) abgelehnt worden. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Home-ruler unter Bannell mit den Ministeriellen gestimmt haben, woraus hervorgeht, daß der Pakt von Rilmahons, welcher im Frühjahr zwischen Regierung und Bannell vereinbart worden und der den Rücktritt Forster's herbeiführte, noch in Kraft besteht.

— Der Abgeordnete Fall hatte in seiner Eigenschaft als Referent der ungarischen Delegation für die auswärtigen Angelegenheiten die Diskussion über das Unterbleiben des Gegenbesuches des Kaisers Franz Josef bei dem König von Italien angeregt gehabt. In dem von Herrn Fall redigierten Blatte, dem „Pester Lloyd“, wird jetzt die Frage aufgeworfen, ob der geschäftige Ausbeutung des Unterbleibens des Gegenbesuches leht der Boden entzogen sei; das Blatt versichert, das sei zum großen Theil geschehen. Die Stellung Oesterreichs wird wie folgt auseinandergesetzt:

„Der historische Prozeß, aus dem die Einheit Italiens hervorgegangen, gilt unserer Monarchie in jeder Richtung als abgeschlossen und wenn eine der inneren Fragen Italiens bei der neuen Gestaltung offen geblieben, so betrachten wir sie eben als aus-schließlich italienische Frage. Unvergleichlich fällt das Verhältnis zwischen dem Vatikan und dem Quirinal in diese Kategorie und die Haltung unserer Monarchie zu demselben kann nur eine neutrale sein. Wenn nun aber zu bedenken steht, daß der Besuch unseres Monarchen in Rom sehr leicht zu Gunsten oder zum Nachtheil der einen oder der andern Partei ausgelegt und ausgebeutet werden möchte, so ist es sehr wohl erklärlich, daß die Gruppel betrefft eine unfreiwillige Einmischung unseres Monarchen in die inneren Angelegenheiten Italiens sich noch mächtiger geltend machen, als das Bedürfnis, den Forderungen internationaler Etikette gerecht zu werden. Ja, wie wenig erklärlich noch die Meinungen über die Natur des Verhältnisses zwischen der Kurie und dem italienischen Staate sind, das zeigten auch manche Äußerungen, die im Auschuße fielen; der überwiegenden Auffassung von der Logik und dem Rechte der historischen Tatsachen stand die Anschauung gegenüber, welche in Rem-nisungen an das Gewesene wurzelt. Da konnte es gewiß nicht opportun sein, in solch heikler Frage die Person des Monarchen zu erörtern.“

Wir wissen nicht, welchen Eindruck die Erklärungen des Grafen Kalnoky und die Kommentare der österreichischen Presse in Italien hervorgerufen werden. Und scheint die damit eingenommene Stellung eine ganz unhaltbare, die jeder sicheren Basis entbehrt; die Motivierung ist demgemäß auch un-gemein dürftig. Es ist ein sehr sonderbarer Aus-druck, es als eine italienische „Frage“ zu erklären, ob Rom die Hauptstadt Italiens ist oder nicht ist. Ebenso verkehrt scheint uns das Reden über eine

„unfreiwillige Einmischung“ der Person des öster-reichischen Souveräns in italienisches Parteiwesen mit-telst eines Besuchs des Königs in seiner Haupt-stadt. Offener wäre es gewesen, zu sagen, daß der ultramontan-feudale Einfluß in dieser Sache den Sieg davon getragen hat.

— Ueber das Schicksal des Professors Pal-mer und seiner Gefährten. Ein Telegramm des „Times“ aus Kairo macht Angaben über das trau-erliche Ende von Palmer, Gill und Harrington. Dieselben wurden auf Befehl des Gouverneurs von Kail (100 englische Meilen westlich von Suez) an den Rand eines Abhangs geführt und dort wurde ihnen die Wahl gelassen, entweder sich hinabzustür-zen oder erschossen zu werden. Professor Palmer bedachte sich die Augen mit seiner Hand und sprang. Gill und Harrington wählten die andere Alter-native und wurden erschossen. Palmer's Leiche ist noch nicht aufgefunden.

#### Ausland

Paris, 31. Oktober. Wir bleiben eben die Allen! Im Augenblick, da sich Götter und Men-schen — die Einen mit verheerenden Sturmfluthen, die Anderen mit Dynamit und Dolch — gegen unser leibliches Wohl verschworen zu haben scheinen, genügt ein einziger, nachgerade schon etwas lächer-lich werdender Theaterstandal, den ein heißer Artikel eines unserer Literaten im Kreise unserer Künstler heraufbeschworen hat, vollkommen, um die öffentliche Aufmerksamkeit bei uns, wenigstens für einige Tage, nahezu von allen übrigen ernstern Dingen abzulenken. Hätte nicht neuerdings im „Rebelle“ der intrinsigste Abgeordnete Henry Maret in Form einer Zuschrift eine von Sopho und Bitterkeit wahrhaft stöhnende Kritik gegen Gambetta losgelassen, und hätten wir nicht gestern noch die Beschwerden des dem Herrn Francheville Sarcey vom „XIX. Siècle“ eng befreundeten Akademie-Inspeltors aus der Provinz „über die Unmöglich-keit einer regelrechten Verwaltung“ zu lesen bekom-men, so bestände man sich heute wirklich in der für einen Berichterstatter immerhin recht peinlichen Lage, gar nichts Neues mittheilen zu können.

Doch ich komme auf Herrn Henry Maret's Zuschrift zurück. Er sagt Herrn Gambetta: „Mein Herr,“ so beginnt der Herr Abgeord-nete, „Sie werden schlecht bedient. Es ist ersicht-lich, daß ein Mann, wie Sie, der nicht ganz ohne persönlichen Reiz ist, eine so ungünstige Hand-gehabt hat und sich immer nur mit naiven und unfähigen Anhängern umgeben hat. Ihnen fehlt offenbar jener Takt, welcher das Glück der Aben-teurer und Ehrgeizigen aller Länder gemacht hat, jene Menschenkenntnis, die sie gewöhnlich lehrte, in einer Schaar Bummel treue und hingebende Ge-fährten zu wählen und zu sich heranzuziehen.“

Dann folgt eine ausführliche, von Sarcaemus wahrhaft überfließende Darlegung, wie fehlerhaft Gambetta in allen Stücken operirt habe und wie er deshalb genöthigt gewesen wäre, alle Augenblicke seine Pläne und Projekte zu ändern. Zum Schluß endlich ertheilt Herr Maret Herrn Gambetta nach-stehenden, wie er ihn nennt, „ausgezeichneten Rath“: „Lesen Sie fleißig,“ so schreibt er, „Macchia-velli, studieren Sie Bonaparte und denken Sie über die Nothwendigkeit nach, gute Sekundanten zu haben. Gut selundit sein, das ist die Hauptsache. Ich gebe Ihnen da, glauben Sie es mir, einen aus-gezeichneten Rath, welcher so gut ist, daß Sie mich fragen werden, warum ich ihn an Sie ver-schende. Das will ich Ihnen ohne Umstände sagen. Ich thue es ganz einfach, weil ich fest überzeugt bin, daß es für Sie viel zu spät ist, ihn zu befolgen.“

Des Herrn Akademie-Inspeltors Äußerungen „über die Unmöglichkeit einer regelrechten Verwal-tung bei uns“, die er, wie ich oben bemerkte, sit-nem Studiengenossen Sarcey mitgetheilt hat, sind eben auch nicht von Zuder. Der Herr Inspeltor meinte zunächst, in seinem Wahlbezirk sei der Ab-geordnete der eigentliche Alleinhercher, und kenn-zeichnete dabei den Abgeordneten als den eigentlichen Störenfried in unserem gesammten Verwaltungs-getriebe.

„Er mischt sich in Alles,“ sagt der Herr In-speltor, „er flüßert überall herum, baut auf und wirft nieder und verfolgt dabei keinen andern Zweck, als seine Wiederwahl.“

Neulich hätte der Abgeordnete seines Wahl-bezirks von ihm (dem Inspeltor) verlangt, einen Schulmeister, den er wegen schlechter Aufführung abgesetzt habe, wieder ins Amt zu bringen. Der Inspeltor habe die Sache aber bedenklich gefunden und endlich gefragt, was der Präsekt wohl dazu sagen werde?

„Der Präsekt,“ erwiderte der Abgeordnete, „ja, was hat denn der zu sagen? Er ist gewiß ein braver Mann, aber er vermag nichts gegen einen Abgeordneten. Der Abgeordnete ist in Paris, er besucht den Minister, der wieder seiner bedarf und ihm angenehm sein will. Da sind die Waffen zu ungleich.“

Darnach bemerkte der Herr Inspeltor gegen Sarcey:

„Läßt Dir das gesagt sein, in Frankreich sind heute die Abgeordneten Minister. Ich habe es über-sait und ziehe mich zurück.“

Sarcey äußerte indeß die Vermuthung, ein solcher Uebelstand wäre wohl nur in einem einzelnen Departement zu Hause; allein der Inspeltor gab ihm die Versicherung, alle seine Berufsangelegen-heiten in den verschiedensten Gegenden litten unter denselben Mißbräuchen, wären aber größtentheils zum Schweigen verdammt, weil von dem guten Einvernehmen mit den Herren des Augenblicks ihr Brod abhänge. Dieses Plaidoyer zu Gunsten des Elfenstru-ments dürfte allerdings wohl mehr Erfolg haben,

als alle bisher laut gewordenen Theorien der Mit-glieder der Union republicaine.

Die Regierung thut übrigens ihr Möglichstes, dem extravaganten Treiben der Anarchisten ein Ende zu machen. „Bürger Jolly“, der sich erbot, den Präsidenten zu ermorden, und „Bürger Jolet“, der vor dem Salon Rivoli für den Dynamit sammelte, sind, wie man hört, hinter Schloß und Riegel. Gegen „Estandard revolutionnaire“ und „La Lan-terne“ sollen Untersuchungen schweben. Montceau's Garnison ist verstärkt. Auch verlautete, daß zwei Kavallerie-Regimenter aus dem Lager von Chalons hierher verlegt würden. Aber die stürmischen Ver-sammlungen dauern hier und in der Provinz fort und der Strife der Möbelarbeiter und Tischler soll morgen zur Entscheidung kommen. In Lille end-lich sank der Stern Louise Michels in einer unter-Abgemeiner Brügeler geschlossenen Versammlung so total unter den Horizont, daß sich die „große Bür-gerin“ endgültig entschlossen hat, dem andankbaren Vaterland den Rücken zu kehren und als Rednerin, von einem Impresario engagirt, eine lohnende Rund-reise durch Amerika zu machen! (N. A. Z.)

#### Provinzielles.

Stettin, 4. November. In hiesigen Schiff-fahrtkreisen hegt man, wie die „N. St. Ztg.“ schreibt, über das Schicksal des zur Gröbel'schen Rbederei gehörenden Dampfers „Emilie“, Kapitän Kauschütz, die ernstesten Besorgnisse. Die „Emilie“ verließ am 20. Oktober gemeinschaftlich mit dem zur selben Rbederei gehörenden Dampfer „Alexan-dra“ den Billauer Hafen, erstere, um nach Leer, letztere, um nach Antwerpen zu gehen. Beide Damp-fer machten bis zum 24. die Reise zusammen. Am genannten Tage wüthete ein starker Sturm und die „Alexandra“ blieb nach einem zweimaligen ver-gelichen Versuch, die freie See zu gewinnen unter Sagen liegen, während die „Emilie“ weiterdampfte und seitdem vermisst wird. Die seitens der Gröbel'schen Rbederei angestellten Nachforschungen in den norwegischen, dänischen und schwedischen Küstenorten haben keinerlei Resultat geliefert. Die „Alexandra“ ist inzwischen an ihrem Bestimmungsorte angelangt.

Die Betriebs-Einnahme der Stettiner Stra-ßenbahn-Gesellschaft ergibt für den Monat Oktober ein Minus von 1312 Mk. 55 Pf. gegen denselben Monat im Vorjahr und ist auch für die nächste Zeit eine Mindereinnahme sicher, wenn sich die Direktion nicht bald entschließt, eine wesentliche Tarif-änderung vorzunehmen. Daß die Direktion mit Erhöhung des Tarifs einen Fehlschritt gethan, kann ihr selbst nicht zweifelhaft sein, wenn sie die Einnahmen seit dieser Zeit den früheren gegenüberstellt. Während früher die Einnahmen in jedem Steigen blieben, hat sich seit Einführung des erhöhten Tarifs die Frequenz und damit die Einnahme der Bahn gegen das Vorjahr bedeutend verringert. Aus den von der Direktion der Gesellschaft veröffentlichten Betriebs-Einnahmen ergibt sich, daß vom Monat Juni bis ult. Oktober sich eine Mindereinnahme von 4448 Mark 30 Pf. gegen dieselbe Zeit im Vorjahre er-giebt. Dieses bedeutende Minus spricht am Besten dafür, daß die Direktion mit Erhöhung des Tarifs eine verfehlte Spekulation gemacht hat. Anstatt eine höhere Einnahme zu erzielen, ist das Gegen-theil eingetroffen und es wäre im Interesse der Ak-tionäre der Gesellschaft erwünscht, daß die Direktion sobald wie möglich ein Mittel fände, um wieder eine größere Frequenz der Bahn zu erzielen. Das kann nach unserer Meinung nur dadurch herbeigeführt werden, daß der Tarif wieder geändert und damit auch dem Publikum ein Entgegenkommen gezeigt wird.

(Personal-Chronik.) In Pölitz, Synode Land Stettin, ist der Lehrer Steinberg, in Regen-walde, Synode Regenwalde, der Lehrer Berg, in Swinemünde, Synode Ulfedom, der Lehrer Schulz, in Nördenberg, Synode Jacobshagen, der Lehrer Krüger, in Nienhof, Synode Ulfedom, der 2. Le-rer Giese und in Bohn, Synode Ulfedom, der Schul-lehrer Gehbard provisorisch angestellt.

Der Rutscher Johann K ö s t e r zu Dem-min hat am 5. v. Mts. ebendasselbst zwei Kinder, welche in den Mühlengraben gefallen waren, und der Fischer John Adolph Müller in Labes, Kreis Regenwalde, am 23. Juli d. Js. in Labes einen Knaben, welcher in die Rega gefallen war, vom Tode des Ertrinkens gerettet. Beiden ist eine Geld-prämie bewilligt worden.

#### Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Die Braut von Messina.“ Trauersp. in 5 Akten.

Ueber einen blutigen Bühnenunfall meldet eine Kabel-Depesche aus Newyork: „Während der Pre-miere der Lecocq'schen Operette „Trompette“ („Pe-tite demoiselle“) im Germania-Theater (Geflin-ger-Gesellschaft) wurde Herr Schütz im Finale des zweiten Aktes, welches ein Barikaden-Gefecht dar-stellt, durch eigene Unvorsichtigkeit von Frau Ge-linger mit einem Degen die Hand durchstoßen. Der von Blut überfluthete Sänger wollte und wurde von einem Kollegen aufgefangen. Der Vor-fall rief große Aufregung im Publikum hervor. Schütz's Verwundung stellt sich übrigens als keine gefährliche heraus.“

#### Bemischtes.

— Aus Leipzig wird der „Vollstg.“ ein kurioses Geschichtchen von der Ueberwachung sozia-listischer Kontrebande erzählt. Die Tochter des Ab-geordneten Liebknecht hatte sich auf der Reise von Stuttgart nach Leipzig in Frankfurt a. M. aufge-halten und der Abgeordnete Frohme erwieß ihr dort die kleine Lebenswürdigkeit, ihr die Sorge um ihr Gepäc abzunehmen, indem er dasselbe in Person

nach Leipzig erpedirte. Die Frankfurter Polizei er-fuhr, daß Frohme zwei Gepäcksstücke nach Leipzig aufgegeben, aber erst als der Zug schon fort war. Sofort telegraphirte sie an die Leipziger Polizei, daß mit dem betreffenden Zuge mehrere näher be-zeichnete Rollen gekommen würden, die Herr Frohme abgeholt. Natürlich lag nichts näher, als die An-nahme, es handle sich hier um eine Sendung von-botener sozialistischer Schriften. Inzwischen war Fräulein Liebknecht zu Hause angelangt, und ihre Mutter begab sich einige Stunden später an den Bahnhof, um das Gepäc abzuholen. Sie übergab ihren Schatz einem Gepäcträger und harpte in oler-ner Droßke auf dessen Ankunft mit dem Gepäc. Statt dessen besleg plötzlich ein Schutzmann den Kutscherbock und fuhr Frau Liebknecht zum größten Erstaunen aller Vorübergehenden nach dem Polizei-amt, wohin das Gepäc, ohne daß sie davon eine Ahnung hatte, schon vorher gebracht war. Hier sollte sie nun die Schlüssel ausliefern; da sie die-selben aber nicht bei sich hatte, so vergingen noch 24 Stunden, bis die Polizei sich überzeugt hatte, daß sie anstatt der vermeintlichen verbotenen Schrif-ten nur das Reisgepäck einer jungen Dame aufge-griffen.

(Geistliche Taxation weiblicher Schönheit.) In der nächsten Zeit wird vor dem Landgericht in Lüneburg ein Zivilprozeß zur Verhandlung kom-men, der vielleicht auch für weitere Kreise von In-teresse ist. Zu einer wohlhabenden Dame in Celle, die zur Sicherung ihres Besitzthums sich einen wach-samen Hofhund hält, brachte ein hübsches Mädchen die Kaffeemilch. Eines Tages bünd sich das Mäd-chen, das sich gerade in dem Garten der Dame be-findet, um einige Blumen daselbst abzupflücken oder auch nur anzufassen. Der Hund, welcher diese Ma-nipulation für einen Eingriff in die Rechte seiner Herrin angesehen haben muß, springt auf das Mäd-chen ein und zerfleischt ihm sein Gesicht vollständig. Die Wunden müssen zugenäht werden; aber kann das Mädchen das Krankenhaus geheilt verläßt, ist von seiner Schönheit nichts mehr vorhanden. — oder vielmehr ihr Vater — fordert deshalb außer Schmerzensgeld, Zeiteverlumnis, Arzt- und Apothekerkosten als Entschädigung für die Einbuße ihrer Schönheit die Summe von 10,000 Mark. Die Dame findet diese Forderung viel zu hoch und hat eine solche Entschädigung abgelehnt. Es sind bereits Anstrengungen gemacht worden, um eine Verhandlung der Parteien herbeizuführen, aber vergebens. Das Mädchen hält die Forderung auf-recht, und da für ein so hohes Klageobjekt das Amtsgericht Celle nicht mehr kompetent ist, wird das Landgericht in Lüneburg in der Sache Recht zu sprechen haben.

(Der Dreizehner-Klub.) Unter diesem Na-men hat sich vor Kurzem in Newyork ein Verein gegründet, dessen Zweck war, den Aberglauben, wel-cher sich an die Zahl dreizehn knüpft, zu bekämpfen. Aber o weh! Der erste Ausflug, welchen der Dreizehner-Klub am Sonntag (den 1. Oktober d. Js.) zu Boot machte, hat, anstatt jenen Aberglauben zu ent-käften, denselben neue Nahrung zugeführt. Das Boot kenterte, und der Präsident des Klubs, ein gewisser Henry Dictaron, erkrank. Auchlich ging es vor vielen Jahren einem Hamburger Rbeder-wilcher es sich zur Aufgabe geseh. hatte, einen durchgreifenden Beweis für das Unsinnige der An-nahme zu liefern, daß ein am Freitag begonnenes Unternehmen vom Unglück verfolgt werde, — ein Aufschuß, welche besonders unter den Seelenten vorherrscht. Zu diesem Zwecke schloß er an einem Freitag den Kontrakt für den Bau eines neuen Schiffes ab, an einem Freitag wurde der Kiel zu dem Schiffe gelegt, an einem Freitag wurde das selbe vom Stapel gelassen, „Freitag“ wurde das Schiff getauft, und an einem Freitag stach das Schiff mit dem Rbeder selbst an Bord in See. Aber niemals wurde von dem Schiffe wieder etwas gesehen, und Niemand von der Besatzung kehrte zurück, um von dem Schicksal des unglücklichen Fahrzeuges Kunde zu geben. Ob dasselbe an einer unwirthbaren Küste zerstückte, oder ob die Wogen es mitten auf dem Ocean begruben, wer weiß es! — Sind aber deshalb der Freitag und die Zahl drei-zehn wirklich Unglück bedeutend?

Welche kuriose Anträge auf Patentirung von Erfindungen mitunter dem Patentamt zugehen, davon giebt ein augenblicklich vorliegender Antrag Beweis, in welchem der Amtserfindungssekretär Johan-nes Arndt in Köslin an der Person die Patentirung einer Einrichtung an Biergläsern, um bren-nende Zigarren zeitweilig aufzubewahren, beantragt.

#### Telegraphische Depeschen

H Haag, 3. November. Die Regierung hat das Budget für Indien pro 1883 in veränderter Fassung vorgelegt und ist darin bezüglich des Voranschlags aus dem Ertrage des Kaffees auf 32 Cents pro halbes Kilo heruntergegangen. Der Umfang des Kaffeeverkehrs in den Niederlanden ist um 980,000 Picols höher angegeben. Seitens der Regierung wird in einem Memoire die von dem Bureau der Kammer in Bezug auf den Stand der indischen Finanzen ausgesprochene Besorgnis zerstreut und bezüglich Aufschins darauf hingewiesen, daß die neuerdings erzielten energischen Maßregeln zur Niederhaltung der Finanzlage daselbst einen be-friedigenden Erfolg gehabt hätten. Eine neue Kon-vention mit der niederländischen Handelsgesellschaft für den Transpott der indischen Produkte wird als-bald der Kammer vorgelegt werden.

Konstantinopel, 3. November. Der türki-sche Botschafter in Paris, Effend Pascha, ist von der Pforte angewiesen worden, eine Aeußerung der französischen Regierung über die Investitur des neuen Bys von Lurik durch die Pforte herbeizuführen.